Zeitschrift: Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Thurgau

Band: 15 (1875)

Heft: 15: Die Sage von der Thurbrücke zu Bischofszell

Artikel: Die poetischen Bearbeitungen der Sage von der Thurbrücke bei Bischofszell

Autor: Christinger, J.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-585049

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die poetischen Bearbeitungen der Sage von der Thurbrücke bei Bischofszell.

(Vortrag, gehalten im thurg. historischen Verein, Herbst 1874, von Jac. Christinger.)

Geschichte und Sage hängen innig zusammen. Wie um das feste Gemäuer des Thurmes, der dem Zeitensturm durch Jahrhunderte Trotz bietet, sich allmälig das Epheu mit blätterreichen Ranken schlingt, so umzieht die dichtende Sage ein geschichtliches Ereigniß, von dem sich das Gemüt des Volkes angesprochen fühlt, schmückt und veredelt daran so lange, bis sie es in ihrem Sinne dargestellt hat. Und indem die Volkssage mit Phantasie zu Werke geht und gemütvollen Antheil an dem Schicksal der Menschen nimmt, indem sie die grauen Steine der Vergangenheit mit Immergrün der Hoffnung umkleidet und die Sonne der Liebe röthlich strahlend darauf scheinen läßt, arbeitet sie unbewußt der Dichtkunst in die Hand. Denn unter diesem Einfluße wird der ungefüge historische Stoff, welcher nur das Gesetz der Vergänglichkeit predigte, von jenem Leben durchhaucht, welches zur poetischen Gestaltung aufruft. So war es denn ganz in der Ordnung, daß der geschichtlichen Untersuchung über den Bau der alten Thurbrücke von Bischofszell und deren sagenhafte Gründerin sich auch eine Besprechung jener Dichtungen anreihe, welche von ihr den Ausgang genommen. Nur wollen

Sie, verehrte Herren und Gäste, nicht den geschichtlichen Vortrag mit seinen sorgfältigen und scharfsinnigen Erörterungen als bloße Einleitung zu der hier folgenden Skizze betrachten, sondern geradezu als die Hauptsache, zu der sich meine Commentation der poetischen Ausgestaltungen nur als Anhang verhalten will.

Die Thurbrücken-Sage von Bischofszell ist eine der schönsten und merkwürdigsten des allemannischen Bodens und weist unzweifelhaft auf ein geschichtliches Ereigniß zurück. Freilich erscheint sie bei den Berichterstattern, welche sie uns überliefert und der Gefahr der Vergessenheit glücklich entrissen haben, in zwei einigermaßen von einander abweichenden Gestalten. Nach Stumpf in der dritten Auflage seiner Chronik (1610) waren die Söhne der Heldin, der Frau von Hohenzorn, nach dem jenseitigen Thurufer auf die Jagd gegangen, schwoll unterdessen der durch wilde Hochwasser bekannte Fluß so sehr an, daß sie bei der Rückkehr mit dem schwankenden Kahne verunglückten und von den reißenden Fluthen und Baumstämmen begraben wurden, gründete in Folge dessen die gebeugte Mutter eine zollfreie Brücke über den Strom, damit keine Mutter mehr ihren Schmerz erfahren müsse. Später wurde dann der Wanderer durch eine Inschrift eingeladen, beim Betreten der Brücke ein Vater unser zu beten für das Seelenheil der Jünglinge, zu deren Gedächtniß sie erbauet war.

Nach der Erzählung des St. Gallischen Bürgers Hochrütiner in seinem Tagebuch (Diarium) aus der Reformationszeit (um 1530) stellt sich der Hergang in einigen Zügen anders dar. Da ist bereits zur Zeit des Ereignisses ein hölzerner Steg über den Thurfluß vorausgesetzt, über welchen die Jünglinge von der Jagd nach der mütterlichen Behausung zurückkehren wollen, allein auf dem schmalen Fußstege wird ihnen eine Heerde Schweine entgegengetrieben, die Pferde scheuen und stürzen sich mit ihren Reitern hinab in den angeschwollenen Fluß. Auch hier steigt als Folge die zollfreie steinerne Brücke empor, aber mit der Ausnahmebestimmung, daß der Schweinehirt immerhin

zum Zolle verpflichtet bleiben soll. Trotz der Verschiedenheit dieser beiden Berichterstattungen sind sie in der Hauptsache einander doch so ähnlich, daß sie ganz wohl auf dasselbe geschichtliche Ereigniß hinweisen können, und es ist leichter zu erklären, wie aus einer Thatsache diese beiden Versionen der Sage entstehen konnten, als wie ohne ein entsprechendes Faktum sich die Ueberlieferung gebildet haben mag. Wir haben es also mit einer alten Lokalsage zu thun, welche nahe an die Geschichte anstreift, einen geschichtlichen Kern haben muß, nur daß derselbe mit den vorhandenen Mitteln nicht zur vollen Klarheit und Gewißheit erhoben werden kann.

Mehr als den Geschichtschreiber hat seit einigen Jahrzehnden dieser Stoff den Dichter beschäftigt, denn er hat in Kurzem vier poetische Bearbeitungen von verschiedenen deutschen und schweizerischen Dichtern erfahren, jede neue Gestaltung schien nur wieder neue Versuche in's Leben zu rufen. Fragen wir nach dem Grunde dieser merkwürdigen Anziehungskraft unserer Thurbrücken-Sage, so werden wir sagen können: es ist nicht das Ereigniß, daß zwei lebensfrische Jünglinge, die Freude und der Stolz einer Wittwe, in den Wogen des wilden Flusses ein plötzliches Ende finden und ihr Tod unendliches Herzeleid bringt über ein verlassenes Mutterherz; es ist nicht die Gründung der steinernen Brücke, wie sehr sie auch der ganzen Gegend eine Wohlthat gewesen sein mag, als noch stundenweit hinauf und hinab bei hohem Wasser kein sicherer Uebergang zu finden war; es ist nicht der merkwürdige Zoll, der nach dem frommen Glauben des Mittelalters beiden Theilen, dem Wanderer und den Urhebern der Brücke zum Segen gereichen sollte, — nein, es ist die edle, menschlich schöne und große Art und Weise, wie da eine Frau den größten Schmerz erträgt, welchen eine Mutter erfahren kann, und wie sie ihr eigen Leid zu einem Quelle des Glückes für Andere macht, das Andenken der Entschlafenen ehrend

durch ein Monument, das nicht glänzt, aber durch soliden Bau und weise Zweckmäßigkeit Segen verbreitet durch die Jahrhunderte hinab. So klingt denn unsere Sage an die altgriechische Ceres-Mythe an, worin die Göttin in ihrem Schmerze über die verlorene Tochter Persephone viele Länder der sterblichen Menschen durchirrt, bis sie endlich erfährt, daß Pluto, der Gott der Unterwelt, sie geraubt und durch die Gewässer des Tartarus auf ewig von ihr getrennt habe. Da lehrt sie die Menschen den Ackerbau, lehrt sie Gesetze und Ordnungen, Sitten und Rechte, Frieden und Geselligkeit. Und wenn das Samenkorn in den dunklen Schooß der Erde gelegt wird, um dort zu ersterben und doch zugleich ein neues Leben aus sich hervorzubringen, das empor zum Lichte strebt, so soll das der verwaisten Mutter ein Liebesgruß der unsichtbaren Tochter sein, soll ihre Liebe erneuen, ihren Schmerz aber in sanfte Wehmuth verwandeln. So läßt Schiller die trauernde Göttin sprechen:

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Wenn von Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch:
Nehm ich mir das höchste Leben
Aus Vertumnus [1]) reichem Horn,
Opfernd es dem Styx [2]) zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Trauernd senk ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Und zu den aufkeimenden Pflanzen des Frühlings, welche gleichsam von dem verborgenen Leben in der Unterwelt Zeugniß geben, spricht sie:

---

[1]) Vertumnus, der Gott alles Wandels und Wechsels, besonders der sich wandelnden Natur, d. h. der Jahreszeiten.

[2]) Der Styx, ursprünglich ein Gewässer in der Unterwelt, welches das Reich der Schatten von dem irdischen Leben trennt, hier die Unterwelt selbst.

O so laßt euch froh begrüßen,
Kinder der verjüngten Au!
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen,
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter malen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heitrem Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Damit hätten wir uns die eigenthümliche Anziehungskraft unserer Sage auf das Volksgemüth wie auf die Seele des volksverwandten Dichters zum Verständniß gebracht: es ist das weibliche Heldenthum des Schmerzes, jener sanfte und dennoch so starke Heroismus, welcher im eigenen Leid noch hingeht, die Wunden Anderer zu heilen, arm an eigener Freude unermüdlich geschäftig ist, den Nächsten und Allernächsten Freuden und Segnungen auszustreuen auf den dornigen Pfad. Wenden wir uns nun den poetischen Bearbeitungen zu, welche dieser bedeutsame Stoff in neuerer Zeit gefunden hat, um dieselben etwas näher zu charakterisiren und eine kurze Vergleichung unter ihnen anzustellen.

Der Meister, welcher unseres Wissens den Reigen der Bearbeiter unserer Thurbrücken-Sage eröffnet, ist Gustav Schwab (geb. 1792 zu Stuttgart). Gegen das Ende der zwanziger Jahre veranstaltete der Verlagsbuchhändler Joh. Felix Jakob Dalp in Chur das Prachtwerk: „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern, historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern.“ Während Joh. Jakob Hottinger dazu die geschichtliche Einleitung schrieb und mehrere andere schweiz. Geschichtsforscher wie Prof. Heinr. Escher, M. Lutz, Mörikofer und Pupikofer einzelne Burggeschichten lieferten, war Gustav Schwab mit der Ordnung und Herausgabe des Ganzen

betraut. Wie die interessantesten historischen Punkte durch Stein- und Holzdruckbilder zur Anschauung gebracht wurden, so sollte nach der Idee des Urhebers auch die Poesie ihren Schmuck zur Ausstattung des Ganzen beitragen, sie sollte im unsterblichen Liede verherrlichen, was der Griffel des Geschichtschreibers und der Stift des Zeichners der Vergessenheit und dem ruhmlosen Untergang enthoben. Das war die Aufgabe, welche ganz besonders Schwab zufiel. Als er die Geschichte Bischofszells und seiner umliegenden Schlösser, sowie der alten Brücke im Manuskripte las, konnte er den herrlichen Stoff für seine Arbeit nicht übersehen nud so entstand sein Gedicht „die Thurbrücke", das er selbst eine Romanze nannte. Die Muse des schwäbischen Dichters ist derjenigen seines Meisters Uhland ähnlich, ernst, kraftvoll und naturwarm, dabei liebt sie fast durchwegs den Volkston und tritt im schlichten Kleide zutraulich wie eine alte Bekannte an uns heran. Die Romanzen „von den heiligen drei Königen", „der Reiter und der Bodensee" und die ergreifende Dichtung „das Gewitter" (Urahne, Großmutter, Mutter und Kind) haben ihm mit Grund einen ehrenvollen Namen als epischer Volksdichter verschafft.

Die Thurbrücke.

Wer hat diesen steinernen Bogen
Ueber die wilde Thur gezogen,
Daß der Wanderer die Straße lobet,
Daß das Wasser vergeblich tobet?

War's ein mächtiger Fürst im Lande,
Der den Strom gelegt in Bande?
War's ein Führer in Kriegestagen,
Der die Brücke dem Heer geschlagen?

Oder richtet für Mann und Rosse
Sie der Ritter vom hohen Schlosse,
Und indeß sein Haus zerfallen,
Ist sein Pfad noch immer zu wallen?

Nein, die Brücke, die ihr schauet,
Manneswort hat sie nicht erbauet;
Auf ein Wort aus des Weibes Munde
Stieg sie über dem Felsengrunde.

Die dort auf der Burg gehauset,
Hörte wie die Woge brauset,
Sah den Fluß von Waldesquellen
Und vom Gusse des Regens schwellen.

Und den Nachen am stein'gen Lande,
Der vom Strande führt zum Strande,
Sah sie drüben sich dreh'n und wiegen:
Wehe, wenn Einer hineingestiegen.

Ehe gedacht sie den Gedanken,
Sieht sie ihn mit zwei Wandrern schwanken,
Die sie schauet, es sind in Schöne
Ihre jungen, einzigen Söhne.

Von dem Waidwerk heimgekehret,
Finden sie den Strom empöret,
Haben doch, die rüstigen Jungen,
Kecklich in den Kahn sich geschwungen.

Doch es lassen sich die Wellen
Nicht wie Thiere des Waldes fällen,
Und nicht half der Mutter Klagen,
Als sie den Kahn sah umgeschlagen.

Wie sie nun in langem Harme
Breitet' ihre beiden Arme
Bei den Wellen, den schaumesbleichen,
Ueber ihrer Kinder Leichen,

Mußte sie der Mütter gedenken,
Die noch können schau'n versenken
In den schnell empörten Wogen,
Söhne, die sie sich erzogen.

Und es werden im Mutterherzen
Leichter ihr die bittern Schmerzen,

Wenn sie Andern kann ersparen
Solches Leid, wie sie's erfahren.

Und noch ehe sie ausgetrauert,
Ward gemeißelt und gemauert,
Ward der Strom in's Bett gezwänget
Und die hohe Brück' gesprenget.

Sah sie dann oft fröhliche Knaben
Ueber den Pfad von Steine traben,
Und die schäumenden Wasser höhnen,
Die in felsiger Tiefe tönen,

Und mit leichtem Tritte wallen,
Mütter hinter den Kindern allen;
Sieh da flossen ihre Thränen
Mild von Freude, mild von Sehnen.

Und ihr Werk, das fromme, dauert;
Aber sie hat ausgetrauert,
Höret die Wasser nicht mehr toben,
Ist bei den jungen Söhnen droben.

Wie man sieht, ist Gustav Schwab der Berichterstattung von Stumpf gefolgt und hat die Schweineheerde außer Weges gelassen, wie denn auch seine Nachfolger auf das Vergnügen verzichteten, diese schätzenswerthen Thiere in ihre Dichtung einzuführen, während sie noch von Homer größerer Ehre gewerthet sind und der „göttliche Sauhirt Eumäos" des Helden Odysseus Freundschaft genießt. Das Hauptaugenmerk in der Handlung des Gedichtes ist darauf gerichtet, daß nicht ein Fürst oder Grundherr oder Kriegsmann die steinernen Bogen über den wilden Fluß geschlagen hat, sondern eine schwache Frau, und daß sie es gethan, um ähnliches Unglück, wie sie erfahren, von den Häusern und Hütten der Umwohner ferne zu halten. Die Sprache ist lebendig, tonvoll und fließend, nur einige Ungehörigkeiten fallen störend auf, wie wenn es heißt: „es lassen sich die Wellen nicht wie die Thiere des Waldes fällen", ein Ver-

gleich, der zum mindesten gesucht und mangelhaft ausgedrückt ist. Und noch weniger tadellos ist der Passus: „Mußte sie der Mütter gedenken, die noch können schau'n versenken," wo die drei unmittelbar aufeinander folgenden Infinitive geradezu das Möglichste an schwerfälliger Umständlichkeit leisten. Trotz dieser Unvollkommenheiten macht das Gedicht durch seine übrigen Eigenschaften einen wohlthuenden Eindruck und hat auch nicht verfehlt, anregend auf poetische Gemüther zu wirken, ja wir werden schwerlich irren, wenn wir es geradezu als den Anstoß zu den drei folgenden Balladen über den gleichen Gegenstand auffassen.

Schon im folgenden Jahre, nachdem der erste Band des oben erwähnten Werkes mit Gustav Schwabs dichterischen Beigaben erschienen war, am Ende des Jahres 1829, ließ unser Thurgauer, Thomas Bornhauser (geb. 1799 zu Weinfelden), eine Bearbeitung der Brückensage folgen, welche zuerst in der Appenzeller Zeitung erschienen ist. Daß er des schwäbischen Dichters Lied vorher gekannt hat, ist mit Sicherheit anzunehmen, da er sich einiger Anklänge daran nicht hat erwehren können, ohne daß indeß dadurch die Selbständigkeit seiner Dichtung gefährdet wäre. Bornhauser befand sich damals noch vor seiner Sturm- und Drangperiode; er fühlte sich vom Glanze der Poesie und von der friedlichen Arbeit des Dichters und Geschichtschreibers überwiegend angezogen, während kurze Zeit später das politische Interesse, die freisinnige Umgestaltung des Vaterlandes für das Volk und durch das Volk" ihn ganz und gar in Anspruch nahm. So entstanden im stillen Pfarrhause zu Matzingen einige seiner Gedichte wie „der Hirt" (Ein Schweizer, das bin ich) und „Der Sentis glänzt in stolzer Schöne", welche zu den besten Erzeugnissen seiner Muse gehören. Bald trat er in eine Zeit ein, welche durch und durch politisch war, worin die hervorragendsten Köpfe nur von Freiheit der Völker und Umgestaltung der Staatsverfassungen schwärmten und so das vaterländische Interesse alle andern verschlang oder seinen Zwecken dienstbar machte. In

seinem Gedichte von der Thurbrücke finden wir ihn noch in rein menschlicher, nicht staatsbürgerlicher Weise für das Menschlich-Schöne uud Gute begeistert, wie er denn auch ein Jahrzehnd später wiederum vom Freiheitsideal zum Humanitätsideal fortgeschritten ist. Während er im politischen Kampfe stehend und von seinem starken Freiheitsdrange bewegt, gesungen hat:

„Drum chlingt für's Gut' und Schön' im Leba,
Au s'Wörtli „frei" im Schwizermund,
Ja, glaubei's nu, s'ist nid vergeba,
D'Sach hät en tüfa, tüfa Grund:
Es lehrt is, daß der Alles hei,
Der säga cha: i leba frei."

so hören wir ihn zwölf Jahre später im Blicke auf das herrliche Gelände um den Bodensee sagen: „Ihr fraget: Wer hat diese Umwandlung aus dem rohen Zustande der Vorzeit bewirkt? Und ich antworte: Das hat der stille Fortschritt der Jahrhunderte gethan, die erhöhte Bildung, die in Republiken und Monarchien allmälig alle Klassen des Volkes durchdringt. Und die Fußstapfen des heil. Gallus haben einen großen Antheil daran, denn wo der Odem des Evangeliums frei durch ein Land weht, da war von jeher Geist und Leben, Fortschritt und Licht."

In ihrer Form blieb sich Bornhauser's Art zu dichten wesentlich gleich, sie ist vorwiegend ernst und schwungvoll, obgleich ihm auch die heitern humoristischen Töne zu Gebote stehen, dabei durchaus volksthümlich, gemeinverständlich und schlicht. Für das Volk wollte er schreiben, ihm sollte jeder Gedanke und jedes Bild verständlich sein; die höher Gebildeten, meinte er, haben der geistigen Speise auch ohne ihn genug. Hören wir, wie er mit dem schwäbischen Dichter um die Palme ringend, die heimatliche Sage erzählt.

Die Brücke.

Willst du etlich Augenblicke
Nicht hier stille stehn?
Alt ist freilich, krumm die Brücke,
Doch der Zoll gar schön.
Wer die Brücke will betreten,
Soll im Gehen auch
Fromm ein Vaterunser beten
Nach der Vorzeit Brauch.

Eh' noch ob des Stromes Spiegel
Kühn der Bogen stand,
Glänzte dort ein Schloß vom Hügel
Stolz herab auf's Land.
Wo sich Epheuranken dehnen,
Buschwerk jetzt und Dorn,
Lebte froh mit beiden Söhnen
Frau von Hohenzorn.

Einst als mit dem Jagdgeschosse
Beide fortgeeilt,
Hört die Wittwe auf dem Schlosse,
Daß der Thurstrom heult.
Hört's und schaut. Von Regengüssen
Schwillt er donnernd an.
Wog' auf Woge! — pfeilschnell schießen
Sie die krumme Bahn.

Sieht sie recht? Zwei Wandrer springen
Drüben in das Boot,
Wollen keck hinüberdringen,
Kommen sehr in Noth.
Hülfe! Hülfe! Diese Töne
Treffen wie ein Schwert.
Ach! sie sieht die eignen Söhne
Und den Kahn verkehrt.

Angstvoll fliegt die Mutter nieder
Zu der wilden Thur;
Schiffer suchen hin und wieder —
Nirgend eine Spur!
Erst nach drei durchweinten Tagen
Stößt der Fluß sie aus,
Werden Leichen hergetragen
In das öde Haus.

Welch' ein Schlag dem Mutterherzen!
O der harte Fluß!
Plötzlich dämmert aus den Schmerzen
Herrlich ein Entschluß.
Sie erscheint vor dem Convente
Noch im Trauerflor,
Weist dem Probste Pergamente,
Gold und Kleinod vor.

„Eine Brücke will ich gründen
An dem Unglücksort,
Und kein Weib soll mehr empfinden,
Was mein Herz durchbohrt.
Eins nur soll die Nachwelt üben:
Wer hinübergeht,
Ach, für mich und meine Lieben
Sprech' er ein Gebet."

Und bald steht das Werk vollendet
Ob dem feuchten Grab,
Und die gute Wittwe sendet
Manchen Blick hinab;
Sieht, wie Mutter jetzt und Kinder
Froh hinüberziehn,
Fühlt die tiefen Schmerzen minder,
Die im Busen glüh'n.

Lang schon wohnt sie bei den Söhnen
Hoch im Vaterhaus,

Doch der Brücke Bogen dehnen
Schützend noch sich aus.
Schreite, Wandrer, denn hinüber,
Ziehe deine Bahn!
Bete gläubig — oder lieber
Thu', was sie gethan!

Welkt vielleicht im Lebenskranze
Dir auch manche Lust,
Schließ', o Freund, an's große Ganze
Dich mit voller Brust!
Pflanz' auf deiner Hoffnung Grabe,
Still der Menschheit Glück
Und an and'rer Freuden labe
Sich dein Thränenblick!

Hier finden wir zuerst den idealen Zoll hervorgehoben, welchen der Wanderer beim Betreten der Brücke erlegen soll, indem er „fromm ein Vaterunser betet nach der Vorzeit Brauch.“ Das ist in der That ganz im Geiste des kirchlich-frommen Mittelalters gedacht uud gehandelt: indem man ein Werk der Nächstenliebe und Gemeinnützigkeit stiftet, will man nicht minder für das Heil seiner unsterblichen Seele Gewinn ziehen, nur auf diesem religiösen Grunde bauen sich im Mittelalter die Werke der Wohlthätigkeit auf. Ein Gutesüben ohne den Ausblick auf ewige Dinge, kennt diese Zeit nur wenig, die Pforten des Himmels und der Hölle stehen so deutlich vor ihrem geistigen Auge da, daß man in alle Wege mit ihnen rechnen muß. Es ist darum ein Zug, welcher die Naturwahrheit des Gedichtes entschieden erhöht, wenn Bornhauser den frommen Zoll, welchen die Stifterin der Brücke bestimmt, in den Vordergrund stellt, denn gerade aus dieser Verfügung spricht der Geist jener Zeit am klarsten zu uns, weht der Hauch des glaubensstarken Mittelalters gleichsam unmittelbar uns an.

Etwas an praktische Theologie und moralische Abzweckung der Dichtung erinnert der Schluß (Welkt vielleicht im Lebens-

kranze dir auch manche Lust), und die strengen Kunstgesetze lassen bei der Ballade dergleichen Kinderlehrsprüche nicht zu, denn ihr Grundgedanke soll durch die ganze Handlung hindurchleuchten und vom Leser oder Hörer, ohne ausdrücklich formulirt zu sein, empfunden, in seiner Einheit mit dem ganzen Gedichte aufgenommen werden. Aus einer Notiz in den Briefen Bornhauser's geht übrigens hervor, daß er mit jenen Schlußzeilen einem würdigen Greise, dem damaligen Landammann Morell, der eben seinen einzigen Sohn verloren hatte, ein Wort des Trostes und der Ermuthigung sagen wollte.

Der Dritte, welchem unsere Brückensage keine Ruhe ließ, bis er sie ebenfalls zum Liede gestaltet hatte, ist heute nicht unter den Dichtern vom Fach, sondern unter den Staatsmännern der Eidgenossenschaft zu suchen, unter jener Schule von Politikern, welche seit drei Jahrzehenden den Vorkampf gegen die Macht des Romanismus und Jesuitismus in unserm Vaterlande geführt haben, es ist Augustin Keller, Landammann in Aarau (geboren zu Sarmenstorf 1805). Als junger Seminardirektor in Lenzburg war er veranlaßt, sich eine Zeit lang vorwiegend mit vaterländischer Geschichte zu beschäftigen, wobei dann zu guter Stunde manches Lied entstand, das in den alten Sagen und Heldengestalten die neuen Gedanken und Ideale von Freiheit und Völkerbildung, Vaterlandsliebe uud Männertugend dem heranwachsenden Geschlechte vor Augen stellte. In der „Gislifluh" besingt er die Aussicht auf das Schweizerland, der grauen Alpen altes Heer, die Bäche, Flüsse, Hügel, Felder und freut sich, daß dies Alles dem freien Volke gehöre:

Sieh', Dörfer dort in grünen Bäumen
Und frohe Städtchen allzumal,
Und Burgen auch mit öden Räumen;
Einst hausten Herren drin im Saal,
Nun stehn die Mauern wüst und kahl,
Die Herren wohnen jetzt im Thal.

Er erzählt in anmuthiger Weise, von einem schalkhaften Zuge nicht frei, das Wirken des Glaubensboten St. Gallus, die vereitelte Mordnacht in Luzern, das Ende des Zofinger Schultheißen Niklaus Thut in der Schlacht bei Sempach und mehrere andere Stoffe. Seine Muse nimmt zwar nirgends einen höhern Flug, allein sie erfreut sich trefflicher Gedanken, eines klaren kräftigen Styles nnd jenes liebenswürdigen Humors, der dem alten Recken bis heute treu geblieben ist.

A. Keller's Poesien sind nirgends gesammelt, ja Viele, die ihn kennen, wissen nichts davon, doch findet man diejenigen vaterländischen Inhaltes in dem hübschen Buche von Heinrich Kurz: Die Schweiz, Land, Volk und Geschichte in ausgewählten Dichtungen. Wir lassen auch hier die Ballade, die uns näher angeht, in ihrem Wortlaute folgen:

Die Thurbrücke bei Bischofszell.

Wer steigt vom Schlosse nieder? Wer ist das kühne Paar?
Wer sind die jungen Ritter dort mit dem blonden Haar?
Es sind die beiden Brüder, die Herrn von Hohenzorn,
Der eine trägt die Falken, der andre bläst das Horn.

Die Ritter wollen jagen im Walde hochgebäumt,
Wo tief im wilden Thale die Thur durch Felsen schäumt;
Sie setzen durch das Wasser und steigen aus dem Kahn;
Sie schreiten in die Tannen und streifen durch den Plan.

Und sieh', die Falken steigen, es flieht der Auerhahn;
Die Hörner wiederhallen, die Hunde schlagen an:
Die Rehe und die Hirsche, sie flieh'n durch Busch und Bach;
Die Hasen und die Häslein, der ganze Wald wird wach.

Die flinken Jäger zielen und machen guten Fang;
Es wird von ihren Würfen jedwedem Wilde bang;
Da thät sich Gott erbarmen der Thiere in dem Wald:
Ein rabenschwarz Gewitter erhebt sich alsobald.

In Splitter schlug er Eichen, der Regen floß wie Meer,
Aus jedem Tobel rauschte ein wilder Strom daher;
Die Thierlein haben Ruhe, den Jägern wird es graus,
Sie greifen nach der Beute und kehren bang nach Haus.

Die Thur ist angeschwollen und furchtbar ihre Wuth;
Im Grunde wälzt sie Felsen, nnd Tannen auf der Fluth;
Die Ritter steh'n am Ufer und seh'n den Gräuel an,
Sie lösen kühn die Kette und steigen in den Kahn.

Sie kämpfen mit den Wogen und treiben frisch hinaus;
Sie halten mit dem Strome auf Tod und Leben Strauß;
Da faßt ein Baum den Nachen und reißt ihn in den Grund,
Und wirbelt auch die Ritter hinunter in den Schlund.

Die Mutter sieht im Schlosse der Söhne letzte Noth;
Ihr Jammer ist vergebens, man bringt ihr beide todt;
Die Falken fliegen traurig um ihre Herren her,
Und trostlos klagt die Wittwe, hat keine Söhne mehr.

Ein Kloster will sie bauen, wo sie das Leid erlitt;
Da sprach der Schloßkaplan: „Frau, Ihr helft Niemand damit;
Wer betet je für Kinder baß, als ein Mutterherz?
Schützt lieber andre Mütter vor Eurem eignen Schmerz!"

Da rief die edle Mutter zwei Meister gleich herbei,
Und ließ die Brücke bauen, von Zoll und Weggeld frei,
Und einen Denkstein setzen am Flusse dort zur Stell',
Seit bald fünfhundert Jahren beim Städtchen Bischofszell.

Eigenthümlich ist dieser Bearbeitung zunächst der Gedanke, daß die Jünglinge in wilder Lust des Jagens das rechte Maß überschreiten, so daß das losbrechende Gewitter mit seinen Wirkungen als Vergeltung erscheint. Jedes muthwillige oder leidenschaftliche Eingreifen des Menschen in die lebende Schöpfung, sofern es nur zerstören will, fordert die Strafe der Gottheit heraus. Das ist ein religiöses Motiv, welches dem Gedichte einen tiefern Gedankengang gibt: Schone Gottes Schöpfung,

sonst wird sie dir selbst verderblich werden! Der Frevelmuth der Söhne wird vom Schicksal bestraft. Die Mutter tritt mit ihrer frommen Stiftung gleichsam als sühnende Priesterin zwischen die Seelen der geliebten Kinder und die rächende Gottheit ein, die Brücke wird als Werk der Versöhnung und des Friedens erbaut. Aber auch jener Zug gehört dem Dichter an, daß die trauernde Wittwe zuerst ein Kloster gründen will, worüber ihr der Beichtvater mit edlem Freisinn bemerkt: „Frau, ihr helfet Niemand damit; wer betet je für Kinder baß als ein Mutterherz?“ und damit bewirkt, daß das weltliche Werk mit humanem Zwecke statt des kirchlichen aufgeführt wird. Das läßt schon die Meinung des Staatsmannes erkennen, der später die Klöster seines Heimatkantones aufheben und ihre reichen Mittel für Erziehung, Wissenschaft, Armen- und Krankenpflege bestimmen half. Es ist sein Grundsatz: besser verständige Wohlthat üben, als thatlose Frömmigkeit fördern.

Wir sind beim letzten der poetischen Bearbeiter unserer Brückensage angekommen, dies ist der Zürcher Jakob Reithard (geb. zu Küßnacht 1806). Als Lehrer in seinem Heimatkanton, dann als Schulinspektor in Glarus und zuletzt nur noch als Schriftsteller am Zürichsee thätig, war er eifrig beschäftigt, die erhabensten und anmuthigsten Züge aus der vaterländischen Natur und Geschichte poetisch zu schildern und zu einem großen Kranze von Dichtungen zusammenzuwinden. Während er sich in den dreißiger Jahren mit Begeisterung der freisinnigen Umgestaltung des Vaterlandes angeschlossen hatte, wandte er sich später der konservativen Partei in seinem Heimatkantone zu und war geneigt, der guten alten Zeit mit ihrem festen, frommen, zweifelfreien Glauben, mit ihrer strengen Zucht und Sitte vor der neuen den Vorzug zu geben, deren Sieg er einst mit so großen Hoffnungen begrüßt hatte. Drum will er von jener entschwundenen Zeit im Liede festhalten, so viel er vermag. So singt er in seinem „Vorspiel“ zu den Geschichten und Sagen der Schweiz“:

Einst war es anders, o der schönen Tage,
Als das Gemüth in Himmelsfrieden schwoll,
Als vor des Frohsinns warmem Wellenschlage
Kein Neid sich hielt, noch Hochmuth oder Groll.
— — — — — — — — — —
Drum sei, was jener alte Geist geboren,
Noch eingesammelt in der Dichtung Schrein,
Der Kranz der Sage soll uns unverloren,
Er soll auf ewig unverwelklich sein.

Reithard hat ein ausgesprochenes poetisches Talent, nur daß dasselbe nicht recht zur Durchbildung gelangte und von schulmäßigem Arbeitseifer fortgetrieben, sich nur zu viel in gewöhnlicher Reimerei erging. Am höchsten steht er in seinen „Gedichten", welche 1842 erschienen; seine Balladen und Legenden besonders „die Geister am Greifensee" sind lebendig und ansprechend, während er in den „Geschichten und Sagen aus der Schweiz" schon mehr auf das Quantum zu arbeiten scheint. Ein Zug zum Grauenhaften und Schaurigen tritt bisweilen in seinen Gedichten hervor, dessen Darstellung ihm freilich am besten gelingt, das wir aber meist nicht ungern vermissen würden. Immerhin hätte aus diesem Dichter etwas viel Bedeutenderes werden können, wenn die Umstände ihn mehr begünstigt hätten.

Es war schwer, da Reithard als der letzte unsere Brückensage bearbeitete, derselben noch neue Seiten abzugewinnen und frei vom Eindruck der Vorgänger auf selbstgeschaffenem Pfade zu gehen. Dennoch gelang es ihm theilweise, er brachte dramatisches Leben hinein: ein alter Landmann fordert die Herrin trotzig zum Brückenbau auf, bevor das Unglück geschehen; wofern sie es nicht rechtzeitig thun will, weissagt er ihr schweres Unheil und bittere Reue. Aber dadurch wird der Charakter der Heldin von schmutzigem Geize befleckt, verliert an höherem Interesse für uns, wie an Anmuth und Würde, und es ist nicht ganz dasselbe, wenn sie die Brücke zum Zeichen ihrer Reue er-

bauen läßt, als wenn sie es getrosten Muthes zum Seelenheil ihrer Kinder und zum Wohle ihrer Mitmenschen thut. Doch thun wir auch diesem Gedichte die Ehre an, es in die Reihe der Vorgänger einzuführen; es wird den Vierklang, der bereits angekündigt worden ist, zum Abschluß bringen.

Die Thurbrücke zu Bischofszell.

Die Freiin sah stolz von der Mähre
Hinab in die schäumende Thur,
Auf welcher in schwankender Fähre
Der Segen der Ernte ihr fuhr.

Ein Alter mit silbernen Haaren
Bekämpfte die dräuende Fluth,
Und bracht' unter Todesgefahren
Die Garben in sichere Hut.

„Fast ging Dir der Nachen in Stücke,
Gib Acht!" schreit besorglich die Frau,
„Längst fehlte dem Strom eine Brücke!"
Entgegnet der Alte ihr rauh.

„Ei!" rief sie, „die würde was kosten!
Beinahe einer Ernte Ertrag!
Auch reu'n mich die eichenen Pfosten;
So geh's denn auch ferner, wie's mag!"

„Euch reuen die eichenen Pfeiler!
Die Garben vom Himmel gesandt?
Bald gäbet Ihr Burgen und Weiler,
Wär' dort eine Brücke gespannt!"

Die Mächtige kehrt sich mit Grollen
Vom warnenden Greise und lauscht
Den Donnern des Himmels, die rollen,
Dem Regen des Himmels, der rauscht.

Sie schaut in das Wirbeln und Kochen
Des schwellenden Stromes so stumm;
Sie fühlt ein ahnendes Pochen
Im Herzen, und weiß nicht warum!

Und plötzlich durch's Wettergedröhne
Dringt Jagdruf und Rüdengebell;
Der Freifrau zwei einzige Söhne
Nahn drüben dem Ufer sich schnell.

Sie werfen sich stracks in den Nachen,
Ob winkend die Mutter auch wehrt,
Ob Ruder und Pranken auch krachen,
Und Unten gen Oben sich kehrt.

Nun fleht sie, die Aermste der Armen,
Noch eben die Reichste im Land:
„O hätte der Himmel Erbarmen!
O wäre die Brücke gespannt!"

Vergebliches Wünschen und Flehen,
Der Strudel erreicht und erfaßt
Den Kahn, und mit wirbelndem Drehen
Verschlingt er das Schiff und die Last.

Die Mutter sinkt weinend zusammen
Als ob sie zum Tode verblich, —
Doch rufen die donnernden Flammen
Des Himmels sie wieder zu sich.

Und langsam ersteht sie und schreitet
Hinab an den tobenden Fluß;
Der schleudert ihr, eben erbeutet,
Zwei Leichen ergrimmt vor den Fuß.

Sie neigt sich, sie küsset den Beiden
Die Stirn und die Lippen so bleich:
„Das ist ein verschuldetes Leiden —
Ich liebte nur mich und nur Euch!

Mein Volk hat gefleht und gewimmert,
O bauet die Brücke uns doch!
Und wäre die Brücke gezimmert,
So lebtet ihr Beide mir noch!

Drum soll meinem Geize und Stolze
Die Brücke zum Denkmal sich weihn:
Doch nicht aus gebrechlichem Holze —
Sie wölbe sich kräftig aus Stein!

Zum Zeichen wie tief ich bereute —
Ich arme, geschlagene Frau!" —
So ist es geschehn und noch heute
Wölbt fest sich der steinerne Bau.

Glücklicher Weise sind wir nicht pflichtig, einem der Dichter, welche unsere Brückensage besungen, die Palme zu reichen, freuen uns vielmehr, daß es ihrer mehrere waren, die sich davon angezogen fühlten und die alte Erinnerung im neuen Liede aufleben ließen. Dem schwäbischen Sänger gebührt jedenfalls die Anerkennung, zuerst den Stoff mit Liebe und Verständniß und in seinem frischen, lebendigen Balladentone behandelt zu haben. Bornhauser's Gedicht zeichnet sich durch treue Darstellung der Motive, durch feines Verständniß des frommen Geistes aus, der die Sage beseelt; der ideale Zoll in der Gestalt des Vaterunser kommt nur bei ihm vor und ist ebenso originell wie geschichtlich wohl verbürgt. Auch A. Keller's Bearbeitung ist frisch und ansprechend und überrascht durch die Wendung, daß die Wittwe zuerst ein Kloster stiften will, dann aber sich belehren läßt, daß es besser sei, ein anscheinend weltliches Werk der gemeinen Wohlfahrt zu errichten, als dumpfer thatloser Frömmigkeit ein Haus zu bauen. Dem armen Reithard war es nur noch gestattet, dürftige Nachlese zu halten, als die schönsten Blumen bereits alle gepflückt waren, und so werden sich die Gedichte ihrem Werthe nach ziemlich genau so ordnen, wie wir sie hier zur Sprache gebracht haben.

Wir haben in dem engen Rahmen dieser Vergleichung gesehen, meine Herren und Freunde, wie eine schöne und gute That fortzeugend Gutes kann gebären, echoartig durch die Jahrhunderte hinab tönt, bald an diesen Felsen anschlägt, bald an jenen und immer wieder melodische Töne hervorbringt. Auch an der unscheinbaren trockenen Chronik bewährt sich also das Wort Göthe's: „Das Beste an der Geschichte ist der Enthusiasmus, welchen sie zurückläßt.“ Möge es es denn, so lange die Wasser der Thur durch dieses Land rauschen, bald freundlich und wohlthätig, bald wild und verheerend, wie es in ihrer Natur liegt, nie an Frauen fehlen, welche zu edlen Werken kühnen Muthes den Grund legen, noch an Männern, die ihre Gedanken weise und kraftvoll in's Leben führen, und möge auch der Geist der Dichtkunst nie entschwinden, der das Schöne und Große aller Zeiten der Vergänglichkeit entreißt und in idealisirter Gestalt immer neu erstehen läßt im Gesang.